

„Im Klartext“**Hannes Androsch im Gespräch mit Gerd Prechtl über die filmisch gezeigten
Lebensstationen*****Veranstaltung der WKO NÖ am 31.05.2011 im Schloß Laxenburg****(Transkript)****Begrüßung**

Herzlich willkommen zum „Klartext 2011“. Mein Name ist Wolfgang Schwärzler, und ich bin der Geschäftsführer der Sparte Information und Consulting. Unsere Sparte, die aus zehn Fachorganisationen besteht, von A – der Abfallwirtschaft – bis W – Werbung und Marktkommunikation ist sozusagen das jüngste Kind im Reigen der sieben Sparten der Wirtschaftskammer-Organisation. Und daher freut es mich ganz besonders, heute einen Vertreter zu begrüßen – die zweite Vertreterin, nämlich die Präsidentin der Wirtschaftskammer Niederösterreich, steckt leider noch in St. Marx im Stau, das heißt, es wird ein bisschen dauern, bis sie kommen wird. Aber zumindest ein Ehrengast ist heute unter uns, der sozusagen an der Wiege dieser Sparte Information und Consulting im Jahr 2002 gestanden ist. Begrüßen Sie mit mir sehr herzlich den Direktor der Wirtschaftskammer Niederösterreich, Dr. Franz Wiedersich – herzlich willkommen.

Ein ganz besonderer Gruß gilt auch den Obfrauen – in der Sparte Information und Consulting gibt es zwei Obfrauen – den Obmännern, den Geschäftsführern und den Mitgliedern der Spartenkonferenz der Sparte IC. Bitte, wenn Sie kurz aufstehen und sich vorstellen – herzlich willkommen.

Meine Damen und Herren, ich darf Ihnen versichern: Wenn es um die Durchsetzung Ihrer Interessen geht, sind diese Leute nicht so zögerlich, wie sie jetzt aufgestanden sind.

Die Sparte Information und Consulting, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist das Spiegelbild des rasanten wirtschaftlichen Wandels der letzten zehn bis zwanzig Jahre. Nämlich des Wandels von der Industrie hin zur Wissens- und Informationsgesellschaft von heute. Gekennzeichnet durch kleine oder sehr kleine Unternehmenseinheiten, die hoch flexibel agieren, die mit einem hohen Know-how ausgestattet sind und ein hohes Innovationspotenzial haben. Die Forcierung erneuerbarer Energien, Energieeffizienz, das Energiethema als Megathema der Zukunft, die Fragen der Aus- und Weiterbildung, die Frage der Bildungspolitik – wohin geht der Weg – und vor allem auch die Frage des Wissensmanagements und des Wissenstransfers sind Kerntätigkeiten, Kernaufgaben unserer Sparte Information und Consulting.

Und einmal im Jahr organisieren wir eine große Veranstaltung, und wir laden uns dazu eine herausragende Persönlichkeit aus Politik und Wirtschaft hier dazu ein, fern aller parteipolitischen Zugehörigkeiten, fern aller sonstigen politischen Befindlichkeiten, und gehen mit dieser Persönlichkeit auf Spurensuche im Sinne unseres Mottos „Lernen von den Besten“. Und insofern freuen wir uns sehr, dass wir an diesem heutigen Abend **Dr. Hannes Androsch** bei uns als Gast begrüßen dürfen, der sich heute Abend den Fragen unseres Spartenobmannes und ehemaligen ZiB-Moderators **Dr. Gerd Prechtl** stellen wird. Ein Hinweis noch: Dr. Androsch hat gerade ein Buch herausgegeben, er steht Ihnen nach der Veranstaltung draußen zur Verfügung und wird dieses Buch dann auch persönlich signieren.

Aber bevor hier der Vorhang aufgeht und bevor das Gespräch beginnt, möchten wir Sie noch gerne auf eine kleine Zeitreise einladen. Eine Zeitreise – wir drehen das Rad der Zeit zurück in die 60er-Jahre und spannen einen Bogen bis heute und stellen Ihnen dabei die wichtigsten Stationen und den Werdegang der beiden Diskutanten vor.. Mir bleibt nur noch, Ihnen einen angenehmen, einen interessanten Abend zu wünschen.“

Gerd Prechtl: „Er spielt Tennis und gewann als Bub die Wiener Schmeisterschaft für Schüler. Er bombte als Handballer für den Wiener Sportklub Tore und schaffte sein Studium in Rekordzeit. Als Steuerberater tüftelte er für seine Kundschaften alle Möglichkeiten aus, wenig Steuern zu zahlen. Und als jüngster Finanzminister der Republik Österreich grübelte er darüber, wie man die Staatsfinanzen gesunden lassen könnte. Er fällt in der Schule dadurch auf, dass er für gute Noten seiner Mitschüler kämpft. Er meldet sich jedes Mal zum Wort, wenn er das Gefühl hat, jemand sei ungerecht behandelt worden. Begabt, aber frech – urteilen seine Professoren. Sein Credo, später: ‚Wir haben ein gemeinsames Ziel, also beraten wir uns gemeinsam. Man darf Österreich nur als Ganzes sehen.‘“

Guten Abend, meine Damen und Herren. Begrüßen Sie mit mir den Gast unseres heutigen Abends, Dr. Hannes Androsch. Herr Dr. Androsch, gleich auf die Schnelle: Ist diese Vision von „Schaffen wir’s gemeinsam und ziehen wir an einem Strick“ nicht eine Illusion?
Wenn das eine Illusion ist, dann sind wir dem Untergang geweiht. Wenn es uns nicht in wichtigen Fragen gelingt, einen nationalen Schulterschluss zustande zu bringen, an erster Stelle – das wird Sie nicht überraschen – im Bereich der Bildung, dann heißt es: wenn nicht Reform, dann Niedergang.

Wie war denn das für Sie – was war denn das Prägende daran und was könnten Sie weitergeben aus dieser Kindheit?

Sie war geprägt von der Kriegszeit, dem Kriegsende, der Nachkriegszeit. Und miterlebend die Vertreibung der Verwandten aus Südmähren. Das ist in der Tat prägend. Und was man schwer vermitteln kann heute der jungen, der jüngeren, der jüngsten Generation, ist, welcher Mangel damals, welche Not, welche Zerstörung, welche Opfer geherrscht oder zu beklagen waren. Das ist schwer zu vermitteln. Und daraus leitet sich dann eine hoffentlich Demut ab, weil wir dann in der Folge das unglaubliche Glück auf unserem Lebensweg hatten, in zunehmender Freiheit, in größer werdendem Wohlstand, in geräumiger werdender Wohlfahrt eben diesen Lebensweg beschreiten zu können. Das war ein stetiges Aufwärts. Das ist für die junge und jüngste Generation heute ohne Zweifel viel schwieriger geworden.

Ihre Eltern waren doch eigentlich Bürgerliche, könnte man sagen. Wie war deren Weg dann zur Sozialdemokratie? Und wie war Ihr Weg zur Sozialdemokratie?

Ich weiß nicht so genau, was Bürgerliche sind. Ich weiß, was in Basel oder in Zürich oder Hamburg Patrizier sind. Aber meine Sympathie für die europäischen Klein- und Kleinstbürgerlichen hat sich immer schon in Grenzen gehalten. Das ist mir zu provinziell, verzeihen mir das. Der Weg in die Sozialdemokratie war weder für meine Eltern noch für mich oder meine Schwester ein Problem, weil wir beide sind das in der vierten Generation. Mein Urgroßvater hat schon 1890 beim 1. Mai-Aufmarsch im Prater, der von der berittenen Polizei beendet wurde, teilgenommen. Ein Großonkel von uns hat noch für den Reichsrat in Nordböhmen kandidiert und war dann in der Ersten Republik zuerst Bundesrat und dann Abgeordneter zum Nationalrat. Also das ist sozusagen mit der Muttermilch – Väter haben bekanntlich keine – mitgekommen.

Also nahtlos quasi.

Nahtlos – mit Nadelstreif, aber ohne Nadelstich. Ja, das war also der Einstieg in die Hochschulpolitik. Was war denn damals die Kultur an den Hochschulen? Sie waren ja, glaube ich, mit dem Leo Wallner gemeinsam – oder er war Ihr Stellvertreter irgendwie. Wie war das?

Er war unbestrittener Chef der ÖH an der damaligen Hochschule für Welthandel, heute Wirtschaftsuniversität. Daraus ist unsere Bekanntschaft und unsere Freundschaft entstanden. Insgesamt für die ÖH war's dann der spätere Wiener Obmann der ÖVP, Dr. Bauer, der am 1. Mai 1970 gesagt hat: „Und diese Regierung wird sehr bald am Schinacker der Geschichte landen.“ Die Geschichte hat sich dann leicht anders abgespielt.

Ein großer Förderer von Ihnen war damals wer? Wie sind Sie eigentlich da als Kandidat schon zum Nationalrat gekommen? Sie sind ja sehr früh Abgeordneter geworden.

Das war der damals junge – alle waren wir jung, es ändert sich mit der Zeit – Obmann der SPÖ in Wien-Floridsdorf und spätere Stadtrat, obwohl er nichts dafür gekonnt hat, hat man ihm die Reichsbrücke '75 umgehungen, Fritz Hofmann, der mich in den Bezirksparteivorstand geholt hat und dann schon '66 kandidiert hat. Fördernd vorausgegangen ist die Direktorin der parallelen Mädchen-Mittelschule in Floridsdorf, Hofrätin Dr. Stella Klein-Löw, die dann Abgeordnete war und die mich in den Klub empfohlen hat. Dann war es in besonderem Maße Felix Slavik als Wiener Obmann, Karl Waldbrunner, den wir vorhin gesehen haben. Und Franz Ockermüller, damaliger Chef der Österreichischen Länderbank. Und im Ausland waren's dann andere, vom deutschen Finanzminister Alex Möller bis zum Henry Kissinger bis zum Helmut Schmidt.

Aber dennoch war es eine kleine Sensation damals, Ihre Jugend im Parlament und dann später als Minister. Der Kreisky hat gesagt: „Ich werd' mir deswegen keine grauen Haare wachsen lassen.“ Aber der legendäre Max Eissler, Reporter des ORF, hat sich damit auch auseinandergesetzt.

„Sie sind 30 Jahre alt, Herr Abgeordneter. Sieht man Sie unter den Kollegen nicht wirklich als Benyamin an? In Österreich ist es ja so, dass zum Beispiel ein erfolgreicher Jugendautor mindestens 40 oder 50 sein muss.“ ...

Wie zu sehen, ist das offenbar komplett anders gewesen als jetzt?

Das kann ich nicht beurteilen. Ich verfolge – wie leider die meisten Österreicher – nicht mehr das Geschehen im Nationalrat. Damals waren wir in der Opposition, und die Nationalratssitzungen von der Fragestunde beginnend haben eine hohe Aufmerksamkeit genossen. Der „Kurier“ hat am Folgetag eine ganze Seite der Fragestunde gewidmet. Ich glaube nicht, dass meine Enkelkinder oder mein 14-jähriger Sohn überhaupt wissen, dass es eine Fragestunde gibt.

Und wie ist es Ihnen damals gegangen? Waren's stolz drauf, dass Sie das waren? Wie war das Gefühl? Haben Sie sich überhaupt ausgekannt, wie Sie im Parlament waren?

Naja, erstens bin ich politisch sozialisiert vom Arbeiter-Turnverein über die Sozialistische Jugend damals, wo der besagte spätere Stadtrat Hofmann Obmann war. Und meine Vorgängerin im Abgeordneten-Mandat, die Rosl Weber, und zahlreiche andere bis zu den sozialistischen Mittelschülern und dann zu den sozialistischen Studenten. Und von dort aus bin ich '63 in den Klub als Sekretär gekommen, obwohl ich schon eine Möglichkeit hatte, zu Daimler-Benz nach Stuttgart zu gehen. Also habe ich das politisch-parlamentarische Geschehen neben der beruflichen Ausbildung vom Studium her und als beedeter

Wirtschaftsprüfer und Steuerberater bis zum Abgeordneten vier Jahre und bis zum Minister sieben Jahre hinter mir gehabt. Also in dem Sinn war ich kein unbedarfter Quereinsteiger.

Also ich kann nur sagen, wie's mir damals gegangen ist im Parlament. Wie ich den Klub betreut habe, habe ich mir immer gedacht: Wahnsinnig, die Leut' haben ja von nichts eine Ahnung. Ich habe diese Abgeordneten erlebt als ahnungslos zum Teil. Zum Teil wurden sie ja so eingeschult, dass ihnen gesagt worden ist: „Und weißt eh, hinter jeder Tür, wo ein Spiegel ist, ist ein Häusl.“ Und das war die Einschulung.

Nein, das war – also da gibt's eine Episode vom Raab, vom Bundeskanzler und Parteiohmann der ÖVP Raab. Und der hat nach einer Nationalratswahl – da ist doch ein beträchtlicher Wechsel – die neuen Mitglieder des Klubs zusammengeholt und in seiner langatmigen Weise hat er ihnen ganz kurz Folgendes gesagt: „Also jetzt sag' ich euch was. Für gewisse Dinge, da ist eine Tür mit einem Spiegel, da kann man aufs Klo gehen. Wo Quästur steht, da kriegt's das Geld. Und jetzt setzt's euch vier Jahre herein und horcht's euch das an.“ Und jetzt werden sie danach gemessen, wann sie sich zu Wort gemeldet haben, wobei es viel besser wäre, wenn sie nicht dichtend das Wort ergreifen.

Filmausschnitt: H. Androsch als Finanzminister in seinen Amtsräumen mit engsten Mitarbeitern

Das Bild zuletzt, das Sie gesehen haben, hat Hannes Androsch gezeigt mit dem jungen Beppo Mauhart und Franz Vranitzky. Selber oft erlebt in dem Arbeitskammerl. Da hinterm Zoll haben sie so ein kleines Kammerl gehabt, sind gesessen und haben gearbeitet. Und er völlig unprätentiös daneben gesessen. Aber was war das für eine Zeit? Sie waren sehr, sehr jung Minister mit einer ungeheuren Verantwortung. Sie haben von der ÖVP was für eine Situation vorgefunden von Minister Koren?

Eine sehr gute. Ich stehe nicht an, das festzustellen und habe das auch schriftlich getan. In großer Besorgnis der Staatsfinanzen – nachdem Professor Koren Staatssekretär im Kanzleramt geworden war – hat er damals als Gegengewicht zum Wirtschaftsprogramm der SPÖ den Koren-Plan entwickelt. Da war immerhin ein Wettbewerb von Konzepten. – Das war kein Scherz. Auch keine Anspielung. – Hat er, als der große Regierungswechsel in der Halbzeit der Alleinregierung Klaus im Jänner '68 stattfand, den berühmten Koren'schen Paukenschlag zum Ertönen gebracht. Und der hatte zur Folge, dass ich geordnete Staatsfinanzen übernehmen konnte. Ich lege aber doch auch Wert darauf, elf Jahre später trotz der Krisen der 70er-Jahre – entgegen allen anderen Legenden – geordnete Staatsfinanzen übergeben haben zu können. Die Schulden, die in der Ära Kreisky gemacht wurden, werden locker in einem Jahr heuer übertroffen. Und das nennt man dann Konsolidierungsprozess. Also mit Worten lässt sich trefflich streiten, gelegentlich auch ein System bereiten.

Kreisky hat ihn ja dann immer die „Kassandra vom Dienst“ genannt.

Ja, da hat aber der Koren, schlagfertig und gebildet wie er war, gesagt: „Die blöde Geschichte mit der Cassandra im griechischen Mythos ist, dass sie Recht behalten hat.“

Filmausschnitt: Parlamentsdebatte

Ich habe bewusst diese Szene aus den 70er-Jahren noch einmal ins 71er-Jahr gegeben, weil mich interessiert hat: Solche Szenen haben Sie sich ja dann nachher nicht mehr anhören müssen vom Herrn Peter, oder?

Aus dem Friedrich Peter ist dann ein nicht nur politischer Freund, sondern ein Freund geworden. Allerdings in dieser Phase – ’70 bis ’71 – hat den jungen Finanzminister gequält, wie bringt man mit einer Minderheitsregierung ein Budget durch. Und wenn man nicht einmal ein Budget zustande bringt, dann war man nicht Finanzminister. Also ein Nachfolger, wo der Apfel weit vom Stamm gefallen ist, hat das dann in den späten 90er-Jahren durchaus zustande gebracht. Aber das hat mich gequält, nicht dieses Schicksal zu erleiden. Und im Sommer ’70 bin ich mit einem Freund meines Schwiegervaters oftmals um den Altausseer See gegangen. Da habe ich gesagt: „Wie bringe ich unter den gegebenen Nicht-Mehrheitsverhältnissen ein Budget über die Runden?“ Und er hat mich beruhigt usw. Also der Kreisky war, offensichtlich in besserem Wissensstand, weniger besorgt darüber. Und dann haben wir über das Budget ’71 verhandelt. Das hat natürlich einen Preis gehabt, damit die FPÖ zustimmen konnte. Das war die halbe Autosondersteuer, die ein besonderes Ärgernis war. Im 18. Jahrhundert war’s der Brotpreis, aber jetzt ist es der Spritpreis oder der Autopreis. Und dann habe ich zum Kreisky gesagt: „Herr Bundeskanzler, dann ist es schon wurscht. Wenn ich das Budget ’72 auch in trockene Tücher bekomme, dann verzichten wir noch auf die zweite Hälfte.“ – „Na, da werden’s dir nicht zustimmen.“ Das waren noch die Zeiten, wo ihn das nicht gestört hat, was ich tat. Später war das ein bisschen schwieriger dann. Jedenfalls sind die mir drauf eingestiegen. Und so hatte ich vor den Wahlen ’71, bei denen wir die absolute Mehrheit zum ersten Mal von drei Malen erringen konnten, auch schon das Budget ’72 in trockenen Tüchern. Und hab’ nach der Wahl – auch mit absoluter Mehrheit – da nichts mehr ändern brauchen.

Was war die FPÖ damals für ein Partner als Partei? Es waren ja prononcierte Nazis drin – Skrinzi, auch Peter hatte seine SS-Geschichte.

Ja, Geschichten – wissen Sie – haben unsere Vorfahren alle möglichen gehabt. Und die mit der Gnade der späten Geburt sich anmaßen, nicht zu wissen, wie sie sich damals unter anderen Umständen verhalten hätten. Diesen moralischen Selbstgerechtigkeitsanspruch kann ich beim besten Willen nicht teilen. Wir können das von uns nicht sagen, und die Jüngeren – und das gilt für viele zeitgeschichtliche Historiker, die hinterm Schreibtisch

Moralinsäure lutschen – das sollte man hintan halten. Was mich allerdings stört: Wenn Teile der jungen Generation im Lichte der Geschichte und ihrer Kenntnis darüber nicht gescheiter geworden sind. Von Friedrich Peter behaupte ich, dass er aus den Fehlern seiner Jugend geläutert wurde. Und das muss man respektieren und akzeptieren. In jeder Religion gehört das zu einem wesentlichen ihrer Bestandteile.

Fimausschnitt: Lia Androsch über ihren Sohn

„Der Hannes war ja dann ein großer Verehrer von Kreisky. Und das ist bis zu den Schuhen gegangen. Der Kreisky hat nur handgemachte Schuhe getragen. Der Hannes hat dann auch handgemachte Schuhe getragen.“

Die handgemachten Schuhe – Sie sind ja einmal gefragt worden, ob Sie Millionär sind. Da war dann der berühmte Sager vom „Leider-Nein-Millionär“ – zum Milliardär.

Nein, so war er nicht. Ich habe meinen Vermögensteuerbescheid – damals haben wir ein Haus erworben gehabt und haben Schulden gehabt. Also davon war damals nun wirklich keine Rede. Und dann fragt mich ein ORF-Journalist – aus Südtirol, wie hat der geheißen? Benedikt.

Der Benedikt, der fragt: „Sind Sie jetzt Millionär oder nicht?“ – Und ich hab’ gesagt: „Leider – Pause, die hätte ich müssen artikulieren, ich kann Ihnen nicht dienen, das war nämlich die Pause – nein.“ – Verkürzt war’s dann der Leider-Nein-Millionär. Gut. Jetzt kann ich sagen: „Gott sei Dank ja.“

Ihre Mutter, die wir kurz gesehen haben und die ich sehr gern da reingenommen habe, hat ja auch keine unwesentliche Rolle gespielt. Wie war eigentlich die Beziehung zu Ihrer Mutter? Was haben Sie von ihr mitgenommen?

Nie unglücklich, nie verraunt sein – sie war immer positiv. Sie ist vor ein bisschen mehr als ein Jahr im 99. Lebensjahr verstorben. Also bitte das durchaus als Drohung aufzufassen – für wen immer. Ja, dann machen Sie einen kleinen Abschlag, habe ich auch nichts dagegen. Jedenfalls wenn’s wen fürchtet, dann ist es durchaus als Drohung zu verstehen. Also sie hat meine Schwester und mich gelehrt, mit allen möglichen Lebensumständen ohne Bitterkeit und Unzufriedenheit und Jammerei umzugehen. Und ich glaube, das war das Wichtigste, was sie uns mit auf unseren eigenen Lebensweg gegeben hat.

Hat Ihnen das auch geholfen in manchen Konkurrenzsituationen? Wir haben ja am Anfang kurz Sie mit dem Leopold Gratz gesehen. Sie beide wurden ja des Öfteren als Kronprinzen hochstilisiert, als Konkurrenten. Was war da dran? Oder wie sind Sie mit solchen Situationen umgegangen?

Wir waren immer – und bis zum Schluss, und das war für mich ein schwerer Verlust, als der Poldi Gratz, um einige Jahre älter, dann nicht mehr unter uns war – wir waren keine Konkurrenten, eher schon – aber das war noch bei den Studenten mit dem Heinz Fischer, aber das ist längst Geschichte, über die wir beide nur schmunzeln können. Es war so viel Spielraum für alle von uns, und das ist schon auch das Verdienst des Kreisky gewesen, uns das einzuräumen. Aber mit entsprechender Vorbereitung. Auch der Poldi Gratz hat jahrelange Parlamentserfahrung gehabt. Heinz Fischer sowieso. Also ich meine, auf seinem ganzen Lebensweg. Und die Altvorderen – also die Waldbrunnens und die Stella Klein-Löw und wer immer, der Adolf Schärf – die haben gesagt: „Ja, aber bevor ihr in die Politik gehts, zuerst macht's euer Studium fertig und dann erlernt's einen Beruf. Und dann ist noch immer Zeit, in die Politik zu gehen. Und nicht umgekehrt.“ Es ist nicht unbedingt gut, wenn man von der Familienbeihilfe ins Staatssekretär-Gehalt wechselt. (Lachen, Applaus) Aber das gilt für alle. Da gibt's einige. Die sind ja geklont, da muss man genau hinschauen, wer ist wer.

Der Max Weber hat ja die Politik immer als die Kunst des Möglichen bezeichnet. Und auch diese „Politik mit Augenmaß“ war ihm sehr wichtig und Leidenschaft.

Und Verantwortung.

Und Verantwortung. Sie haben ja auch ein Verständnis von Politik als Kunst ein bisschen gehabt und waren der Kunst auch immer zugetan, auch wenn das jetzt ein bisschen was anderes ist. Aber Sie haben damals die berühmte Hausmusik der Prinz Eugen veranstaltet, durchaus auch – zumindest ist es von vielen der damaligen Teilnehmer so verstanden worden – als politisches Signal und nicht nur als Einladung zu einem Künstlerabend. Oder war es anders gedacht?

Entstanden ist das so: Wir hatten ja in der Belegschaft des Finanzministeriums 1000 Mitarbeiter im Ministerium mit ungefähr knapp 100 Ministerialräten, einem Tennisklub, und wir hatten auch eine künstlerische Gruppe. Und die sind einmal gekommen, ob ich gestatten würde, dass man in den Prunkräumen des Winterpalais des Prinzen Eugen eine Grillparzer-Veranstaltung macht. Naheliegenderweise. Weil im Schutz des Ministeriums war er ja als Schriftsteller, nachgerade als Dichter tätig. Natürlich habe ich keinen Einwand dagegen gehabt. Und daraus haben wir dann – und federführend der Beppo Mauhart – alle möglichen künstlerischen Veranstaltungen – Musik haben Sie erwähnt, aber auch Ausstellung von jungen Malern – durchgeführt und auf diese Weise das Palais einem breiteren Publikum geöffnet bei gleichzeitiger Unterstützung junger Künstler. Das hat einen mehrfachen Sinn gehabt. Natürlich war's auch ein Signal oder ein Symbol, das nach dem Motto der Bibel „Der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein“ – dass es auch zum Leben der Menschen gehört, die Freude an künstlerischer Betätigung oder zumindest passiv an künstlerischer Wahrnehmung – welcher Art immer.

Fimausschnitt. Bundeskanzler Bruno Kreisky verteidigt im Parlament seinen Finanzminister gegen Anwürfe

„Der Umstand, dass Ihrerseits heftige Angriffe in den letzten Monaten auf den Finanzminister gerichtet wurden, nicht ausreichen können, da keiner dieser Angriffe bisher bewiesen wurde – nicht ausreichen können, einen der hervorragendsten politischen und wirtschaftlichen Begabungen einfach irgendwo hin in die Anonymität zu verdrängen.“

Da hat er Sie ja noch verteidigt.

Ja, man kann so oder so verteidigen.

Er hat ja auch einmal gesagt auf die Frage, ob er noch hinter Ihnen steht: „Sie sehen ja, ich stehe neben ihm.“

Ja, das war schon '75. Und da war für mich der Bruch. Weil ich damit erkennen musste: Wenn du Schwierigkeiten hast, bist du allein. Das hat dann auch mein Verhältnis zu ihm nicht unbedingt gefördert. Dazu kam, dass er zunehmend – damals noch nicht für uns im Ausmaß und der Tragweite erkennbar – krank und kränker geworden ist. Er hat – das ist inzwischen unlängst auch in einem Artikel im „Profil“ gestanden – schon '71 in der Botschaft in Helsinki einen leichten Gehirnschlag gehabt. Er hat Diabetes, Bluthochdruck gehabt. Das hat man damals noch nicht so einstellen können, das geht als erstes auf die empfindlichsten Zellen unseres komplizierten Körpers, nämlich auf die Nieren. Und das war ja dann die ganze Tragik seiner Altersentwicklung. Aber er ist ins Präsidium, glaube ich, schon im 78er-Jahr gegangen und wollte mich auswechseln, nur – da war er allein. Das war dann auch noch '80, aber schlussendlich hat er sein Ziel erreicht. Und was er damit erreicht hat, das mögen andere beurteilen.

Aber was war aus Ihrer Sicht der wirkliche Auslöser – war es Eifersucht?

Hauptgrund ist sicherlich die Krankheit, dann gibt's den natürlichen Generationenkonflikt. Und wenn Misstrauen entsteht, dann ist das eine gute Basis, damit alle Einflüsterer sich wichtig machen. Dann haben wir uns auch zunehmend in wichtigen Sachfragen unterschieden – in der Energiepolitik, in der Frage, wie man den Wohlfahrtsstaat dauerhaft finanziert, wie man die verstaatlichte Industrie handhaben muss. Also es hat dann schon auch handfeste sachliche Gründe gegeben.

„Lange Jahre war Hannes Androsch der politische Ziehsohn gewesen. Er spielte als Finanzminister die entscheidende Rolle für die Reformpolitik der 70er-Jahre und galt als der

logische Kronprinz. Mit der Zeit wird das Verhältnis immer gespannter, aus politischen und persönlichen Gründen.“

„Darf ich konkret fragen: Möchten Sie weiterhin Vizekanzler bleiben und Finanzminister? Oder möchten Sie die Consultatio behalten? Möchten Sie Bundeskanzler werden?“

„Das habe ich nie angestrebt, weil man solche Ämter nicht anstrebt. Und daran hat sich nichts geändert.“

Und – tut's Ihnen heute leid?

Nein. Die meisten – nicht einmal der Beppo Mauhart glaubt mir das. Für mich war klar, man kann das nur werden mit voller Unterstützung der Partei. Die hatte ich schon nicht als stellvertretender Parteivorsitzender, weil ich eine wirtschaftsliberale Linie vertreten habe – mit dem Verständnis, ohne funktionierende Wirtschaft kann ein Staat nicht funktionieren, und schon gar nicht der Wohlfahrtsstaat finanziert werden. Das mag trivial klingen, aber schlicht und ergreifend: Es ist so. Und wenn man diese triviale Weisheit nicht realisiert, dann kann man die Folgen bei Griechenland ablesen. Und wir sind so auf halben Weg dorthin geraten unter Missachtung dieser Trivialität. Zweitens war mir klar, dass wir als – unter der meisterlichen Führung des Kreisky, aber insgesamt als Team dreimal die absolute Mehrheit haben erringen können. Und das heißt im Verhältnis zu heute, 1,2 Millionen mehr Stimmen gehabt zu haben. Man muss sich das vorstellen. Und mir war klar, dass es in einem Team verschiedene Pole gibt. Natürlich ist der Kanzlerbonus und im Besonderen der Kreisky-Bonus der größte gewesen. Aber noch der Broda hat gesagt: „Ja, aber du weißt schon, natürlich hat der Kreisky einen Bonus, aber du auch.“ – Habe ich gesagt: „Aber du auch und die Firnberg auch und der Staribacher auch.“ Mir war klar, dass als Nachfolger man mit größter Sicherheit die absolute Mehrheit verlieren würde. Und man beginnt sozusagen als Verlierer. Das war eine Befürchtung. Und dazu kam, dass verschiedene Dinge nicht so gelaufen sind, wie ich sie für notwendig erachtet habe, nur hätte mir nachher niemand abgenommen, das war der Kreisky. „Hallo, Sie waren ja der starke Mann an seiner Seite, Sie können ja nicht sagen, das war der Kreisky.“ Der Sinowatz hat das erlitten, und ohne mich hat der Kreisky auch in der Tat selber die absolute Mehrheit verloren. Nur, ich hätte sie in einem höheren Maße verloren. Und ich wollte nicht – stellen Sie sich vor: Wenn er '79 – da war er sehr schlecht beisammen nach den Wahlen – nicht mehr weitertun hätte können, was ja dann wohl vier Jahre später auch in der Tat der Fall war. Da wäre keine Frage gewesen, ob ich das gewollt hätte oder nicht, nachzuzufolgen. Da wäre ich 41 Jahre gewesen. Wenn ich das mit einigem Erfolg acht, zehn Jahre gemacht hätte – was hätte ich dann mit 50 gemacht? Also es hat viele Gründe gegeben, warum ich das nicht – weder in der Sandkiste noch an einer Tür reißend – angestrebt habe. Aber auch damals nicht, obwohl es in der

Phase von einer Stunde auf die andere hätte passieren können. Und daher habe ich keine auch nur die geringste Wehmut, dass das nicht eingetreten ist.

Aber was sagen Sie Ihrem 14-jährigen Gregor, wenn er Sie fragt: Papi, wieso ist eigentlich dein Sekretär Bundeskanzler geworden und du nicht?

Ja, weil sie mich haben wollten, ohne mich zu bekommen. Und der Kreisky gesagt hat: „Wenn’s den Vranitzky nehmt’s, dann hättet’s ja gleich den Androsch nehmen können.“ Also das würde ich auch meinem Sohn sagen. Es gibt ja wenige Überlebende, aber der Charly Blecha kann Ihnen das noch bestätigen. Er hat gesagt: „Schau, wir haben geglaubt, mit dem Vranitzky haben wir dich, aber nicht dich.“ (Lachen) Aber sie haben einen guten Bundespräsidenten bekommen. Weil der wirkliche war nicht verfügbar. Weil der Vranitzky war zwar formell Kanzler, aber de facto Bundeskanzler und nie Parteivorsitzender, weil über die Löwlstraße ist er über den Ring gefahren. (Lachen, Applaus)

In Goethes Faust fragt das Gretchen einmal den Faust: „Du bist ein herzensguter Mann. Doch sag’ mir, wie hast du’s mit der Religion?“ Wie ist das bei Ihnen.

Da neige ich der Meinung zu: Nicht Gott hat den Menschen geschaffen, sondern die Menschen sich aus einem Bedürfnis heraus Gott. Ich habe in meiner Mittelschulzeit zwei Religionsunterrichte genossen als Altkatholik. Ich durfte, damit ich nicht am Gang sitze, den römisch-katholischen verfolgen, und dann am Nachmittag – meistens alleine – den altkatholischen. Aber da hatte ich das Glück, einen hoch gebildeten Religionslehrer zu haben. Es war ein Privatunterricht. Ich hatte die Ehre mit Seiner Eminenz, dem Kardinal König, den wir eben sehen durften. Und wenige Monate vor seinem Tod war ich mit dem Professor Weiser bei ihm. Und da haben wir über dies und jenes geredet. Und da habe ich ihm erzählt, dass mich Radio Vatikan – das war das Jahr der Bibel – eingeladen hat, ein Interview zu geben. Und er wusste, dass ich zwei Religionsunterrichte besucht habe. Sagt er: „Aber das müssen Sie bei der Gelegenheit erzählen, und ich stehe Ihnen gern sozusagen als Unterstützung zur Verfügung.“ Und dann bin ich noch einmal im November – er ist, glaube ich, im Februar gestorben – bei ihm gewesen und da haben wir ein Vier-Augen-Gespräch geführt. Und als sozusagen Vermächtnis hat er mir aufgetragen: „Und die Apostelgeschichte müssen Sie lesen.“

Da muss ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen. Helmut Schmidt hat immer den Kardinal König besucht, wenn er nach Wien kam. Und einmal war er wieder in Wien und ich habe ihn – nachdem er vom Flughafen angekommen war – im Hotel besucht. Ich kannte schon seine Begleiter, Personenschutz – und die haben gesagt: „Wissen’s, wo wir schon waren? Wir waren schon am Sarkophag vom Kardinal König.“ Helmut Schmidt ist vom Flughafen in den

Stephansdom gefahren, hinuntergegangen und hat am Sarkophag des Kardinals König eine Blume niedergelegt.

Zu bewundern, ja. Wieder ein kleiner Sprung. Wie war das Verhältnis zur Opposition? Sie waren ja ein Bewunderer des Eisernen Hermann, dann gab's Busek, Alois Mock. Wie war das?

Ja, unterschiedlich. Erstens einmal, mit Sozialpartnern hatte ich logischerweise als Finanzminister sehr viel Kontakt. Wirtschaftspolitik ohne – damals noch mehr als heute, im Zuge der Globalisierung kann man vernünftigerweise nicht ohne die Sozialpartner machen. Der Kreisky damals hatte eine nähere Kontaktnahme zur Industriellenvereinigung gehabt. Und der Slavik hat mir gesagt: „Du, der Bruno tut da immer mit den Industriellen. Halt dich an den Sallinger.“ Was ich auch tat. Das war das Eine. Das andere Problem war der Benya. Als der Kreisky kam und gesagt hat: „Naja, als Finanzminister schlage ich den Androsch vor“, hat er gesagt: „Ja, das ist dein Finanzminister. Unserer ist er nicht.“ Nach einiger Zeit ist dann der Waldbrunner gekommen und hat gesagt: „Naja, also das geht ja nicht so. Jetzt haben wir das erste Mal einen roten Finanzminister und der kann nicht, das funktioniert nicht mit dem ÖGB-Präsidenten, das geht nicht.“ Darauf hat er das Ehepaar Benya und Androsch zu sich nach Hause eingeladen und hat sozusagen einen besseren Kontakt hergestellt. Der wurde dann auch gepflegt, und so wurde bis zu seinem Tod der Benya ein väterlicher Freund. Eine Freundschaft und ein Kontakt, auf die der Kreisky dann eifersüchtig war.

Er hat Sie ja dann sehr unterstützt gegen den Kreisky.

Ja, massiv. Und dass ich in die Creditanstalt gekommen bin, war ja nicht so sehr das Verdienst vom Kreisky, sondern Benyas. Und bei einer der letzten Regierungsklausuren, wo ich halt das vorbereitet habe, das war schon so eingespielt, bin ich halt am Samstag in die Armbrustergasse gekommen mit den ganzen Unterlagen. Und dann war die Frage: „Also was werden wir am Montag bei der Klausur machen?“ – „Ja“, sage ich, „das habe ich alles vorbereitet.“ Es hat ihn eh nicht interessiert, weil er hat eh gewusst, dass es okay ist. Sagt er: „Ja, was wird denn da der Benya dazu sagen?“ – Sag' ich: „Das weiß ich nicht, dort geh' ich am nächsten Tag hin.“ Und wie von der Tarantel gestochen sagt er: „Das brauchst du nicht, der erfährt das am Montag früh genug.“ (Lachen) Ich bin ja trotzdem gegangen, weil dann hat sich die Regierungsklausur jedes Mal so abgespielt, da hat der Kreisky die Welt erklärt und hat gesagt: „Und das Einzelne wird dann der Herr Finanzminister erklären.“ Der Finanzminister hat gesagt: „Da habt's die Unterlagen, Executive Summary.“ Dann ist der Benya aufgestanden und hat gesagt: „Eine sehr gute Unterlage haben wir, danke schön, das ist alles okay.“ Dann hat sich niemand melden brauchen. (Lachen, Applaus) Aber wir haben nie die Punkte gezählt. Also auf 90 wären wir nie gekommen. (Lachen) Wenn wir dann in die

Pressekonferenz – der Kreisky und ich – gegangen sind, haben wir halt gesagt: „Also die Regierungsklausur hat das nach diesem Ablauf so beschlossen.“ Ob er es wollen hat oder nicht, hat jeder – lange bevor es noch im Parlament beschlossen hat – gesagt: Das ist so. Weil das wird dann so beschlossen, können wir uns gleich danach ausrichten. Und später, da bin ich zugekehrt in Tirol in einer Hütte: „Jessas, schad‘, dass Sie nimmer Finanzminister sind, geschimpft haben wir auf Sie, aber leider sind Sie nicht mehr da. Bei Ihnen hat man wenigstens gewusst, wo’s langgeht.“ (Lachen)

Bevor wir wieder weitergehen in der Politik, ein Blick in die Familie, ins Privatleben.
(Filmausschnitt)

Ihre Frau ist ja eine Nichte von Adolf Schärf.

Großnichte.

Ja, Großnichte. Gut. Wieviel haben denn Ihre Töchter von Ihnen gesehen oder gehabt?

Naja. Dank des Fernsehens in ZiB1. Mit Ihnen als Moderator.

Wie erleben die Töchter das heute? Was sagen sie heute, rückschauend als erwachsene Frauen? Die haben ja auch schon selber Kinder.

Ja, sie haben daraus nicht die Motivation geschöpft, in die Politik zu gehen. Und was die Enkelkinder machen werden, das schaut mir auch nicht danach aus. Aber das wechselt in diesen jungen Jahren. Ich könnte aber schwer ihnen empfehlen, es zu tun. Und wenn, dann auch wieder nur mit dem, was man uns mit auf den Weg gegeben hat. Zuerst eine ordentliche Ausbildung, dann einen bürgerlichen, zivilen Beruf und dann in die Politik. Um ein Mindestmaß an Unabhängigkeit zu haben. Der Adolf Schärf, damals gefragt von mir, ob ich in den Klub gehen soll oder nicht: „Wenn du deinen Beruf wahrnehmen kannst: ja. Wenn nicht, dann nein.“ Für die Politik: ja, von der Politik: nein.

Darin liegt ja die ganze Ambivalenz dieser Frage zu Ihrer Steuerberatungs- und Wirtschaftstreuhänderkanzlei „Consultatio“ ja/nein ja auch. Und Vereinbarkeit, Unvereinbarkeit usw.

Ja, gut. Wenn du einen Hund schlagen willst, findest du einen Stecken. Vorher war’s vereinbar, nachher war’s vereinbar. Bei mir war’s unvereinbar. Aber das war ja die Absicht, das war ja nicht der eigentliche Grund. Es war eine Koalition zwischen dem Kreisky und dem Mock. Aber das wissen Sie ja.

Ja, aber damals haben wir noch eine andere politische Kultur gehabt. Damals sind die Berater – ich vom Alois Mock und der Hansl Mahr vom Alten, vom Bruno Kreisky – halt noch

beieinander gesessen stundenlang und haben überlegt, was ist sinnvoll, dass wir unseren Leuten empfehlen. Ich weiß nicht, ob es das heute noch gibt.

Ja, schon, wissen Sie, aber „damals“ werden Sie von mir nicht hören, weil zur Verteidigung der heutigen politischen Akteure oder Reakteure – die Umstände sind schon ungleich schwieriger, komplexer geworden, die Veränderungen rascher. Ich möchte nicht tauschen.

Wir kommen zu Ihrer zweiten Familie – das haben Sie deklariert. Conny Bischofberger hat in ihrem Buch in einem Gespräch mit Ihnen eines gesagt: „Wie ein roter Faden zieht sich durch das gesamte Gespräch seine Hochachtung gegenüber den Müttern seiner Kinder. Achtung vor ihrem Einsatz und auch ihrer menschlichen Größe in einer nicht immer hämefreien Gesellschaft, die jeder in spezifischer Weise die Stärke abverlangt, über traditionelle Normierungslinien und gesellschaftliche Formansprüche hinwegzutreten und auf das zu vertrauen, was man nur in sich selber, im eigenen Gefühl und ohne Hilfestellung eines gesellschaftlichen Netzes begründen kann: dass die Liebe hier echt und unteilbar ist.“
Schöne Beschreibung dazu. Wir haben auch ein paar Bilder dazu

Es gab leider kein besseres Bild als dieses leider nicht sehr scharfe.. Wir haben uns zu Tode gesucht, aber die Bilder werden vereichkatzelt offenbar. Wir gehen wieder zurück in die Politik zu einer Zeit, die eine ziemliche Krisenzeit war, nämlich die Zeit der VOEST und Puch, wo die große Schwierigkeiten hatten und wo wir gewisse Parallelen sehen zur heutigen Zeit, nur Unterschiede in der Bearbeitung.

Fimausschnitt. H. Androsch bei Betriebsbesuch und in Diskussion mit Mitarbeiteren

Ja – was war das für eine Situation?

Ja, da hat's große Probleme bei Puch gegeben. Also es hat sich in der CA leider sehr bald herausgestellt, dass drei große Industriebeteiligungen, nämlich Steyr-Daimler-Puch, Semperit und Andritz, in einer derartigen Schiefelage sind, dass sie die Bank gefährden. Und da war gerade am wenigsten Verständnis im Bereich der Belegschaft, Belegschaftsvertretung – in dem Fall war's Puch, was heute Magna ist, in Graz, aber auch in Steyr – für das, was notwendig ist. Da hat man über die Jahre, Jahrzehnte Unsitten einreißen lassen, mit denen man ein Unternehmen auf Dauer nachhaltig nicht führen kann. Es war dann besonders dramatisch bei Andritz, wo gute Freunde gesagt haben: „Geh, sperr des Andritz zu, das kann die VOEST sowieso nebenbei mitmachen.“ Dann habe ich das durchrechnen lassen, sage ich: „Na, die Schließung ist so teuer. Wenn wir Hilfe kriegen, dann probieren wir es noch einmal.“ Dann bin ich runtergefahren zu den Betriebsräten und habe gesagt: „So. Dass ihr klinisch tot seids, das wisst's eh selber. Die meisten sagen, wir sollen das beenden. Ich glaube das nicht. Wenn wir Hilfe kriegen, müsst's ihr aber wissen,

jeder Zweite verschwindet.“ Applaus hab’ ich keinen gehabt, aber Widerspruch auch keinen. Und wo Andritz heute ist, können Sie am Kurszettel ablesen. Wir haben für alle drei Werke damals im Frühjahr ’85 zehn Milliarden Schilling bekommen. War damals viel Geld, heute sind es 700 Millionen Euro. Das vernascht die Alpe Adria so in einem Quartal. (Lachen) Aber die Zeiten sind anders geworden. Und dann war die Frage, ob die ÖVP auch mitstimmt, die war ja in Opposition. Dann habe ich meine Betriebsräte bei einer Gelegenheit in einer Filiale in Sievering gefragt: „Hört’s, das ist aber schon auch eure Bank und die Betriebe. Was ist, stimmt eure Partei mit? Die haben jetzt gerade Klubtagung in Bad Villach.“ – „Naja, fahren wir schon hinunter, wenn Sie uns ein Flugzeug zur Verfügung stellen.“ Hab’ ich gern gemacht. (Lachen) Betriebsräte hinuntergefliegen, mit dem Auto abgeholt worden, nach Bad Villach, haben den Mock beknet, sind zurückgekommen – ÖVP stimmt zu. Super. Worauf ich den Herrn Bundeskanzler – seines Zeichens Sinowatz – angerufen habe, der war gerade in Moskau. Sage ich: „Du, ich wollt’ dir nur mitteilen, die ÖVP wird diesem Paket zustimmen.“ Der war ganz erschrocken: „Hast aber eh nix versprochen.“ (Lachen) Ich weiß nicht, was ich versprechen hätte sollen. Jedenfalls ist das einstimmig über die Bühne gegangen. Ein paar Monate später ist das Schlamassel, wo dann der Löschsaden größer war als der Brandschaden, bei der VOEST und bei der Chemie Linz ausgebrochen. Aber da waren wir bei der CA schon aus dem Wald draußen. Und einer der Vorstandsdirektoren, die da auf einem Bild waren, hat dann nach einer Vorstandssitzung zu mir gesagt: „Herr Generaldirektor, ich danke Ihnen, Sie haben meine Pension gerettet.“ (Lachen)

Natürlich ist das Krisenmanagement von heute nicht mehr mit dem von damals zu vergleichen. Und die Größe der Krise auch nicht unbedingt. Aber die Kernelemente sind immer die gleichen. War es damals so, dass Sie ein bewusstes Krisenmanagement in der Steyr-Puch-Sache eingesetzt haben? Oder wie ist das gegangen? Hat jeder drauflos gefuhrwerk?

Naja, das ist bei jeder Restrukturierung, Kurskorrektur, bei jeder Sanierung notwendig. Das ist aber heute – also erstens einmal: Heute, wir haben keine Weltfinanzkrise. Die Chinesen haben keine, die Brasilianer haben keine, die Inder haben keine, die Saudis haben keine. Das ist eine amerikanisch-westeuropäische Krise. Und sie ist zu einem ganz wesentlichen Teil schon lange eine Krise der Staatsfinanzen und sicherlich auch ein Problem der Banken, die sich verselbstständigt haben. Seit den 80er-Jahren als Folge von Thatcherismus und Reaganomics und Washingtoner Konsens und die (unverständlich) und alles hat sich die Geldwirtschaft verselbstständigt und ist zu einem Casino geworden, das mit der Realwirtschaft – dass einer einen Kredit braucht für den Häusbau oder einen Betriebsmittelkredit als KMU oder ein Großbetrieb für eine große Investition – haben sich die verselbstständigt und spielen Pyramidenspiele und Kettenbriefe und finden, dass sie so

großartig sind, dass sie sich selber als Master of the Universe bezeichnen und Gelder verdienen, dass einem schlecht wird. Nicht aus Neid, aber weil das eklig ist. Und wir müssen es zahlen. Die Gewinne kassieren sie, die sind privat sozusagen. Und die Verluste sind sozialisiert. Und das ist ein Unfug. Ausgehend von Amerika, von Westeuropa übernommen. Wir Trottel haben die ganzen blöden Papiere gekauft. Und das gilt auch für Griechenland. Sind die Griechen schuld als Schuldner oder die Gläubiger, die es ihnen geborgt haben mit Wissen der Aufsichtsbehörden, mit Wissen der Politik? Und wir lösen das Griechenland-Problem, das viel kleiner ist als das Mexiko- und Argentinien- und Russland- und Asien-Problem, deswegen nicht, weil wir Angst haben, dass die Banken in Deutschland oder Frankreich oder die EZB in Schieflage gerät. Die EZB musste Griechenland-Anleihen nehmen mindestens im Ausmaß von 50 Milliarden, hat ein Grundkapital von fünf Milliarden, das soll auf zehn Milliarden aufgestockt werden. Wenn 50 Milliarden umfallen – mit den fünf Milliarden schaut's ein bisschen alt aus, nicht? Und die anderen Notenbanken müssen zuschießen. So wie sie zuschließen mussten nach Lehman im September 2008. Da hat allein die Deutsche Bundesbank 12 Milliarden Euro in den Sand gesetzt gehabt. Aber das werden Sie nie lesen, das ist alles geheime Reichssache – hat das früher einmal geheißen. (Applaus)

Und was sollte die Politik Ihrer Meinung nach damit tun? Und da jetzt machen? Der Spiegel schreibt in seiner heutigen Ausgabe: „Die Politik ist eigentlich beherrscht von den Banken.“ Ist das wahr?

Beherrscht – der Einfluss ist zu groß oder die Angst, dass natürlich erkannte Probleme – und da kann mir kein Mensch erzählen, dass der Herr Junker oder andere nicht das Problem erkannt haben. Ich nehme ja nicht in Anspruch, dass ich der Einzige oder einer der Wenigen bin, die das durchschaut haben. Nur, sie fürchten sich vor der Lösung und machen's aber schlechter. Jetzt haben die Griechen im Oktober des vorvorigen Jahres ihren Offenbarungseid geleistet, dass sie pleite sind. Und nach eineinhalb Jahren haben wir es noch immer nicht gelöst. Weil alle Lösungen kommen ja nicht bei den Griechen an. Und denen zwingen wir Dinge auf, die sie nicht erfüllen können – die können die 330 Milliarden nicht zurückzahlen, weil das Potenzial ihrer Wirtschaft mit ein paar Liter Olivenöl, mit ein paar Liter Wein, mit ein paar Fischen und ein paar Buchten, wo man sich einen Sonnenbrand holt. Der Tourismus von Griechenland ist kleiner als der von Tirol, das muss man sich einmal vorstellen. Können die das nie zurückzahlen. Also im normalen Geschäftsleben macht man einen Ausgleich. Und das hat man auch bei anderen Ländern getan. Ich habe ja die Beispiele angeführt. Und hier will man das nicht tun aus Rücksichtnahme auf die eigenen Banken, Landesbanken in Deutschland, EZB, weiß der

Teufel was. Und macht das Problem von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat noch viel größer und damit die Lösung schwieriger.

Filmausschnitt: Interview mit H. Androsch zu den von politischen Gegnern konstruierten Vorwürfen, Steuern hinterzogen zu haben.

„Herr Generaldirektor, fühlen Sie sich jetzt nicht nur steuerrechtlich, sondern auch politisch gleichsam rehabilitiert?“

„Ja, davon würde ich doch ausgehen.“

„Was hat das für Sie persönlich für Konsequenzen? Ändert sich dadurch für Sie persönlich etwas?“

„Na, ich hoffe, dass Ruhe ist.“

„Ist das Verhältnis zwischen Ihnen und Kreisky jetzt wieder in Ordnung?“

„Also ich glaube, man soll nicht übertreiben.“

Das berühmte Versöhnungsbussi hat es dann nicht mehr gegeben, so heißt diese Karikatur. Ich weiß nicht, wem das eingefallen ist, wahrscheinlich dem Beppo Mauhart. Und diese Frage in der Politik heute – was haben denn Sie für einen Eindruck gehabt von dem Zauberberg gestern und vorgestern? Was ist Ihnen da rübergekommen?

Ja, sehr bemüht, voll guter Absichten. Wenn sie's durchhalten, durchaus erfolgreich. Ob es aber auch schon ausreicht, Überzeugung bei den Menschen noch zu erwecken, kann man nur erhoffen, weil alle anderen Alternativen eben keine sind oder sein können. Wenn ich jetzt aus dem Bildungsbereich höre, dass man mehr Ganztagsbetreuungsplätze anstrebt, finde ich das nett, aber nicht wirklich eine Reform. Angesichts der gesellschaftlichen Verhältnis von berufstätigen Eltern, von alleinerziehenden, alleinverdienenden Müttern und aus pädagogischen Gründen, didaktischen Gründen brauchen wir Ganztagschulen. Es ist das Bildungsziel in 150 halben Unterrichtstagen, wo fünf, sechs, sieben Stunden in preußischen – von dort ist das, von Friedrich II. übernommen – 50-Minuten-Takt-Stunden nicht für die Lehrer darstellbar, nicht für die Kinder und erst recht nicht für die Eltern. Da reden wir quasi am Sonntag uns den Mund fusselig von der Familienpolitik. Und die schaut dann so aus: Da kommen die Eltern nach Hause, die Mutter fangt an: „Hast du die Aufgabe gemacht? Hast du die Schularbeit verbessert, hast du gelernt?“ – Also ist zuerst einmal der Konflikt Mutter mit Kind, dann mischt sich der Vater ein, Vater mit dem Kind, zum Schluss streiten die Eltern. Und das harmonische Familienleben setzt sich so fort am Wochenende. Und das nennen wir Familienpolitik und haben ein Riesendefizit im Familienlastenausgleichsfonds. Danke schön. (Applaus)

Zu dem Kapitel kommen wir noch einmal, wir haben dann noch einmal Gelegenheit. Ärgert Sie das eigentlich, wenn Sie jemand als „Salzbaron“ bezeichnet?

Das ist ein historisches Missverständnis. Das zeigt mir, dass der Geschichtsunterricht so schlecht ist. Weil wenn er besser Geschichte könnte, müsste er wissen, ein Baron hat nie das Salzrecht gehabt, immer nur der Herrscher. Wenn Sie sagen „Salzherrscher“, bin ich einverstanden. (Lachen) Aber ich habe die Funktion gewandelt, jetzt bin ich Unterschriftenbundesjägermeister. (Lachen) Da habe ich einen Konkurrenten, aber der ist nur Jägermeister – ich bin Unterschriftenjägermeister.

Schauen wir uns den Weg in die große Wirtschaft an.

Firmausschnitt: H. Androsch bei Besuch des AT&S-Werks in Shanghai

Riesengeschichte in China. Wie viele Mitarbeiter beschäftigen Sie dort?

Jetzt über 5000. Und in 14 Tagen machen wir den Spatenstich für ein gleich großes Werk in Yongjing, das ist 1000 km landeinwärts westlich von Shanghai.

Was sind dort die Ziele des Arbeitgebers Androsch im Umgang mit den MitarbeiterInnen?

Dass wir wesentlich besser bezahlen als der Markt es erfordert. Und dass zum Beispiel – weil die zu Hause keine Gelegenheit haben – das bestmögliche mindestens zweimalige Essen im Betrieb selber haben. Mit Umweltbedingungen, die den internationalen Standards schon von unseren Kunden her, also Apple usw., erfüllen müssen. Und ohne diese Direktinvestitionen in Asien, vor allem in China, würden unsere drei Werke in Österreich samt dem Headquarter mit rund 1500 Mitarbeitern nicht mehr – übernommen haben wir '94 1000 Mitarbeiter – nicht mehr existieren. Weil zu 90 Prozent kommt jedes Ihrer Handys oder Smartphones und iPads aus China. Und die Kunden erwarten, dass ihre Lieferanten an ihrer Seite sind. Würden die nicht mehr existieren. Wer diese weltwirtschaftlichen Zusammenhänge nicht versteht, der versteht halt von Wirtschaft – tut mir leid – nicht genug. Vor kurzem war eine Delegation in Peking, und da wurde die Frage an den Wirtschaftsdelegierten gestellt, wörtlich: „Was hat Österreich davon, dass Androsch in China investiert?“ – Ja, genau das, dass wir unsere Arbeitsplätze – hochwertigen, hochbezahlten – hier in Österreich, oder insgesamt gilt das für Europa, in Europa erhalten können.

Was bieten Sie den Mitarbeitern für Bildungschancen?

Ja, ein Großteil – das gilt auch für die österreichischen Betriebe – sind Angelernte, aber es gibt auch Hochqualifizierte. Bei meinem letzten Besuch in Shanghai ist jemand gekommen – für dortige Verhältnisse ein Langmitarbeiter – der mir das ganz stolz und strahlend berichtet hat, er ist schon acht Jahre bei der AT&S. Und wir haben dort 35 Expatriates, also dortige ausländische Mitarbeiter, für die 5000 chinesischen AT&S-Mitarbeiter. Und das Gleiche gilt

für Südkorea oder Indien. Und unterschätzen wir nicht, welchen gigantischen Aufholprozess diese Länder in Qualifikation und zunehmend auch in Forschung und Innovation betreiben. Und wenn wir das nicht begreifen, dann schauen wir aber sehr bald denen hinternach. Nehmen Sie nur das Beispiel der Schnellzüge. Zuerst haben sie's von Siemens gekauft und jetzt haben sie's weiterentwickelt und können das selber besser. Von den Mobiltelefonen und Smartphones und all diesen Gatchets habe ich schon gesprochen. Und sie sind entschlossen daran – es wird länger dauern, weil es komplexer ist – aber in zehn bis zwanzig Jahren bauen die aber im großen Stil auch ihre eigenen Flugzeuge und kaufen nicht nur mehr Airbusse oder Boeings.

Jetzt kommen wir von dieser Bildung zu Ihrer Initiative „Österreich darf nicht sitzen bleiben“. Es ist eine Geschichte, wo wir uns da in zwei unterschiedlichen Situationen befinden. Denn die offizielle Linie der Wirtschaftskammern in Österreich ist ja, das Volksbegehren nicht zu unterstützen. Warum, habe ich nicht ganz verstanden, denn ursprünglich war ja der Präsident Leitl einmal sehr dafür. Jetzt gibt's eine Einigung der Präsidenten, es wird nicht unterstützt, wir machen eine eigene Bildungsoffensive. Es gibt auch eine eigene Bildungsoffensive, die sich hauptsächlich dem dualen System widmet und das duale System hochlobt. Was, schätzen Sie, können Sie erreichen mit so einer Initiative?

Na, was haben wir schon erreicht? Erstens einmal, die seltsame Idee, die Bundeslehrer zu verländern, ist weg vom Tisch. Das heißt aber noch nicht, dass die Landeslehrer verbundlicht sind, was gehören würde. Aber viel wichtiger ist, dass wir von diesem komplizierten, fünf-, sechsstufigen Bildungssystem auf eine zentrale strategische Ausrichtung unter einer großen Autonomie bei der Schulleitung und bei der Lehrgestaltung in den Schulen kommen und den Aufwand dazwischen wegbekommen, der dazu führt, dass von zwei Euro nur einer im Unterricht ankommt. Wir brauchen eine zeit- und flächendeckende Kinderbetreuung, drei Jahre im Vorschulalter. Ein Jahr genügt nicht. Wenn ein Sprachdefizit besteht, wird Ihnen jede Elementarpädagogin sagen: In einem Jahr können wir das nicht aufholen. Und dann kommen die in die Volksschule, dann haben wir das Theater in den Volksschulen. Wir regen uns als Phantomfeindbild über gemeinsame Schulen auf. Überall, wo keine Untermittelschule ist, sind die Hauptschulen – und jetzt nennen wir sie halt neue Mittelschulen – gemeinsame Schulen. Aber was wir brauchen angesichts der Gesellschaft, sind Ganztagschulen, nicht Ganztagsbetreuungseinrichtungen. Das haben wir vorhin schon besprochen. Der Lehrerberuf ist einer der wichtigsten Berufe, daher brauchen wir dort die Besten. Aber die müssen wir selektieren und auch so ausbilden. Es genügt nicht, dass er Physik, Geografie, Geschichte, Mathematik kann, er muss auch wissen, wie man es vermittelt. Und vermitteln heißt, die jungen Menschen dazu zu bringen, selber zu lernen – aus Freude, aus Neugierde, aus Begeisterung. Ich erzähle Ihnen kurz ein Beispiel: Ehe ich

noch überhaupt gedacht habe, eine solche Initiative zu ergreifen, redet mich in Graz ein jüngerer Mann an und sagt: Ich muss Ihnen was erzählen. Also er ist Lehrer in der Schule Liebenau, das ist am Stadtrand, da wo das Stadion ist, wo Sturm Graz gerade seinen Meisterschaftstriumph vor ein paar Tagen feiern hat können. Wir haben in einer Schule mit einem hohen Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund aus unserer Initiative und mit Zustimmung der Eltern und des Landesschulrats eine Ganztagschule gemacht. Wir sind alle glücklich. Wir haben keine disziplinären Probleme mehr, wir können uns den Unterricht einteilen, wir können den Jungen einen Auslauf lassen, wenn sie's brauchen, und die Eltern sind auch zufrieden. Ich verstehe beim besten Willen nicht, warum wir das, was von 34 Industriestaaten in nahezu allen seit Jahrzehnten ein Faktum ist – warum wir das bei uns nicht umsetzen können. Warum es dagegen einen so bornierten Widerstand gibt.

Ja, weil viele fürchten, das ist wieder die rote Einheitssafalade.

Entschuldige, was ist in der Hauptschule in Lech? Eine hervorragende Hauptschule mit drei Leistungszügen, die zwar mehr Unterstützungspersonal benötigen wird, aber die Hauptschule ist okay. Und was ist in Scheibbs? Ich erwähne zwei erzscharze Gemeinden, damit das den richtigen Hintergrund hat. Also Bad Aussee ist rot, da ist es genau so. Murau ist wieder schwarz, es ist genau so. Die da reden und dagegen sind, die haben mit der Realität null Kontakt. Und Ihre Funktionäre, die nach dem Motto handeln „Es soll alles so bleiben, wie es ist“, haben diesen Kontakt nicht mehr. Die leben in einer Scheinwelt. Und der Erich Fried hat gesagt: „Wenn man will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, dann will man, dass sie nicht bleibt.“ Und das müssen wir verhindern. (Applaus)

Vor dem Homo sapiens kommt der Homo ludens, hat einmal jemand gesagt. Sie sind da bei „bwin“ im Vorstand. Der Konrad Lorenz ist einmal gefragt worden: „Es fehlt das Bindeglied zwischen dem Neandertaler und dem Homo sapiens.“ – Worauf er gesagt hat: „Das ist sehr einfach – das sind wir.“ Was hat Sie denn veranlasst, sich mit dieser Spielerorganisation da zusammenzutun?

Das ist eine Unterhaltungsunternehmung, sehr zum Unterschied von Casinos. Weil mit 50 Euro durchschnittlichem Einsatz werden Sie keine großen Sprünge machen. Und zig Millionen Lottogewinne sind online – es heißt ja auch gaming und nicht gambling – auch nicht zu erzielen. Ganz abgesehen davon, dass etwa Poker ja ein Geschicklichkeits- und kein Glücksspiel ist. Wird auch in Harvard an der Business School so gelehrt. Ja, da bin ich durch Zufall dazugestoßen, und das hat sich nicht unbedingt als Fehler erwiesen. Obwohl ich selber nicht weiß, wie man das macht. Weil in die Gefahr, dass ich spielsüchtig werden könnte, bin ich nie gekommen. Meine Großeltern väterlicherseits haben mir damals zwei Spalten Toto bezahlt, ich glaube, das waren zwei Schilling. Ich habe das als sicheren

Gewinn behalten und habe mir das Spielen erspart. (Lachen, Applaus) Also das war jetzt eine schlechte Reklame für meine Firma.

Weil ich mir ja gedacht habe, dass Sie einiges zum Thema Schule und einiges zum Thema Politik sagen werden – meine Damen und Herren, wir haben eine Umfrage gemacht. Und ich habe Ihnen zwei Beispiele davon herausgegriffen, einen Mittelschullehrer und einen Politiker.
 Filmausschnitt: Sketches mit Helmut Qualtinger

Also Gott sei Dank gibt's ja heute weder solche Mittelschullehrer noch solche Politiker. Ja, aber die Kardinalfrage – wir kommen langsam zum Schluss: Wie ändern wir das alles? Ich meine, ich rede mit so vielen Leuten und jeder beklagt es, aber –

Ja, da muss ich sozusagen eine Publikums- im weitesten Sinn, Anwesende sind ja natürlich immer ausgenommen – anbringen. Mag ja sein, dass wir Grund haben, die Politiker im Allgemeinen auf allen Ebenen und die der Bundesregierung im Besonderen zu kritisieren, weil sie nicht das machen, was man von ihnen erwartet. Wobei – was erwarten wir? Es soll alles gleich bleiben, aber soll sich gleichzeitig ändern. Also die Quadratur des Kreises ist eine einfache Aufgabenstellung dagegen. Aber wozu sind denn wir als Mitglieder der Zivilgesellschaft bereit? Und wenn wir glauben, als raunzende Resignationsbürger und kritisierende Lethargiebürger, die sich selbstzufrieden unbetroffen in Bequemlichkeit und Trägheit üben – dann ist ja die Regierung das Spiegelbild von uns selber. Und wenn der Kennedy gesagt hat in seiner Inaugurationsrede im Jahre '61: „Fragt nicht, was dieses Land – diese Regierung, füge ich bei – für euch tun kann, sondern fragt, was ihr für dieses Land tun könnt“, dann ist das die richtige Fragestellung. Was wir bereit sind zu tun. Und da würde ich meinen, es ist ja noch nicht ein Ausdruck von Mutbürger, wenn man einlädt, ein Bildungsvolksbegehren zu unterschreiben, um einen Anstoß, einen Anschub für ein modernes Bildungssystem und damit zu einer Hebung des Bildungsniveaus zu bekommen. Und das ist der Grund für diese Initiative, das ist die Einladung an jeden Einzelnen, mit der Bitte, möglichst viel aus seinem Verwandten-, Freundes-, Bekanntenkreis mitzubringen, damit jene, die zukunftsorientiert was ändern wollen, auch die notwendige Rückendeckung und Legitimation für ihr Vorhaben bekommen.

Danke für die Werbeeinschaltung.

Ich lese Ihnen jetzt was vor, was wieder im aktuellen „Spiegel“ im Leitartikel gestanden ist, und werde Sie dann um einen kurzen Kommentar bitten. Dort steht zu lesen:

„Die Demokratie war ursprünglich ein Projekt der halbwegs Wohlhabenden, die politischen Einfluss haben wollten, um den Rahmen ihres Lebens selbst zu gestalten. Deshalb machten sie sich zum Souverän. Diese Idee ist immer noch bestechend. Sie holte den Menschen aus der Rolle des Wirtschaftssubjekts, das strebt und webt, aber nichts zu bestimmen hat. Erst

mit der Verantwortung für das Ganze bekam der Mensch seine komplette Würde, seine Souveränität. Und wer souverän bleiben oder wieder werden will, der muss in seinem Fordern und Handeln die Verantwortung für das Ganze berücksichtigen.“

Geht das überhaupt heute?

Natürlich geht das. Anders kann eine Demokratie nicht funktionieren. Und da mag ja der Churchill schon Recht gehabt haben, wenn er gemeint hat, die Demokratie ist die schlechteste aller Regierungsformen, ausgenommen aller anderen. Gilt nebenbei, wenn man es auf die Wirtschaft überträgt, auch für die Marktwirtschaft. Da, wo sie funktioniert und funktionieren kann – das ist ja nicht in allen Bereichen. Nur, das erfordert vom Einzelnen auch ein Mindestmaß an Interesse, Engagement und Mitwirkung. Und nur sozusagen vom Heurigen, von der Buschenschank, vom Kaffeekränzchen, aus der Loge sich anzuschauen, was passiert oder nicht passiert, und seinen Unmut darüber zu äußern – und dann vielleicht zu explodieren und wie in Stuttgart zum Wutbürger zu werden. Wir brauchen Engagementbürger. Das ist ja noch nicht einmal mutig. Aber von der Wut haben wir auch nichts. Aber mit der Lethargie und mit der Resignation – siehe die steigenden Wahlenthaltungen – werden wir die Zukunft nicht bewältigen. Und das sind wir aber unseren jungen Menschen schuldig. In meiner Generation ist das kein Thema mehr. Und für etwas Jüngere auch nicht. Wir haben eine Verantwortung und eine Verpflichtung den nachfolgenden Generationen gegenüber. Und was wir heute tun, meine Damen und Herren, wir leben von der Aussaat früherer Zeiten, verbrauchen die Ernte und vergessen, hinreichend für die Zukunft auszusäen, damit auch in 10, 15 Jahren eine Ernte eingefahren werden kann. Und das widerspricht der sozialen Gerechtigkeit, das widerspricht der Generationengerechtigkeit. (Applaus)

Dr. Androsch, ich sage danke für das Gespräch. Und wir schauen uns Sie jetzt ganz einfach noch in Ihrer heimatlichen Umgebung an. Und Ihnen danke ich recht herzlich fürs Zuhören, für Ihre Aufmerksamkeit, und nehmen Sie möglichst viel mit, vor allem von dem, dass es um Engagement geht gegen die Gleichgültigkeit.

Ich darf mich auch bei Ihnen recht herzlich für die Einladung, für die zeitaufwändige Vorbereitung, vor allem der filmischen Collagen, bedanken und Ihnen fürs Kommen und für Ihre Aufmerksamkeit. Danke schön.